

# Aus den Erlebnissen des Nidwaldner-Kalenders und anderer Leute

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **2 (1861)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1007837>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Zum gegenüberstehenden Bilde.

Es stieg vom hohen Himmelsgarten  
Ein Kind herab in stiller Nacht;  
Die lilienreine Gottesmutter,  
Sie hat es uns zur Welt gebracht.

Des Vaters Schooß, die sel'gen Schaaren  
Verließ das Kindlein willig frei,  
Zu wandeln unsre Dornenpfade,  
Als ob Es unser Eines sei.

O seht, da kommen sie gegangen  
Das Kindlein an der Mutter Hand;  
Wie freundlich blickt es uns entgegen,  
Und den Erlösten, die Es fand.

Und ach, die Mutter blickt hernieder  
Auf's zarte Kind so wehmuthsvoll,

Gedenkt der Pein, die Seiner wartet,  
Bis dort am Kreuz Sein Blut uns quoll.

O seht, Es reichet ja Sein Händchen  
Zum Brudergruß uns Sünd'gen dar:  
„Gieb Mir dein Herz, du mein Erlöser —“  
So spricht's zu allen hell und klar. —

„Ich will von hier zurück dich führen  
„An das verlaß'ne Vaterherz,  
„Will alle deine Schuld versühnen,  
„Will heilen all den Erden Schmerz.“

So laßt uns freudig denn ergreifen  
Die dargereichte Ketterhand,  
Die Liebe hält sie uns entgegen,  
Nur Liebe will dies Kind als Pfand.

## Aus den Erlebnissen des Nidwaldner-Kalenders und anderer Leute.

Mit klopfendem Herzen, wie ein armes Handwerksbüschlein, wenn es zum erstenmal auf Reisen geht, nahm der Nidwaldner-Kalender vor'm Jahr das erstemal den Wanderstab zur Hand und wanderte von Ort zu Ort durch's liebe theure Vaterland. Seine „Lebensregeln“ im Habersack, die „Marschrouten“ in der Tasche und die Angst im ganzen Leibe zog er von Haus zu Haus, wie eben der Weg ihn führte. Zum Glück für ihn hatten die Leute bereits Wind davon bekommen, daß ein neuer Nidwaldner-Kalender im Werden sei. Denn heutigen Tags kommt Alles aus. Es ist zwar nicht immer gut, wenn die Leute schon zum voraus wissen, was da kommt: drum hat der liebe Gott ganz recht gehabt, daß er uns die Zukunft verborgen und uns nicht immer sagt, was er machen will. Aber für unsern Kalender war es gar nicht übel, daß er nicht kam, wie der Dieb in der Nacht, sondern ehrlich und rechtschaffen die Leute avisirte, er werde auf der Nidwaldner-Welt erscheinen und den getreuen lieben Land-leuten seine unterthänigsten Dienste anbieteten; denn dadurch wurde das ehrsame Publikum etwas neugierig und zum würdigen Empfang des unerhörten neuen Welt- und Landesbürgers ersprießlichermaßen vorbereitet. Einige rümpften die

Nase bei seinem armseligen Auftreten und meinten, er werde kein gut Glück machen, weil er gar zu schlicht, zu simpel und eigentlich zu unschuldig sei. Im Ganzen aber hat es ihm Kredit gebracht, daß er nicht prahlhansisch aufgetreten und sich nicht marktschreierisch über Gebühr gelobt und angepriesen. Er hätte das, wie's bei manch anderm Gedruckten und Ungedruckten geschieht, auch thun können. Hat ja sogar Einer, wie ich selbst gesehen, seine Lederriemen für's Aufziehen der Rastermesser als Universal-Streichriemen mit goldenen Buchstaben angekündigt, so hätte sich unser Kalender füglich als Universal-Kalender für den hohen eidgenössischen Stand Unterwalden nid dem Wald anpreisen können. Allein dergleichen Marktschreiereien wollte er nicht. Und es war auch nicht nothwendig. Er klopfte wohl selten vergebens an; die Leute wollten ihn wenigstens „Wunderswegen“ sehen. Dem Kalender kam es wirklich wohl, daß die Menschenkinder ein wenig „wundrig“ sind. Sonst hat das „Wundern“ auch schon viel Unheil angerichtet unter der Sonne. „Wunderswegen“ kommen die Kinder dem Vater über's Pulverhorn und in der Küche über die Bündhölzli, und was weiter kommt, das braucht der Kalender nicht zu sagen. Herr je!

— der Seppeli hat das G'sicht verbrannt. „Wunderswegen“ klettern die Buben in die Bäume hinauf, zu sehen, wie viel Eier das Disteli schon gelegt; da mag die Mutter lang schmälern und verbieten; die Buben „wunderts“ gar zu sehr, ob noch kein Böglein ausgekommen; es „wundert“ sie alle Tage, bis man Einen auf der Tragbahre heim bringt, er ist hinunter gefallen und hat ein Bein gebrochen. „Wunderswegen“ geht der Nachtbube auf die Gasse. Er hat Licht gesehen in's Nachbars in später Nachtstunde, es „wundert“ ihn, wer wohl beim Anna Bethli sei; er steigt vor's Fenster, s' giebt Red' und Widerred' und Stupf und Sticheleien und zuletzt wohl gar noch Streit und Händel, blutige Köpfe und blaue Augen und zwischen den Nachbarsleuten wohl Jahr und Tag kein freundlich Wort mehr. „Wunderswegen“ horcht s' Männe an der Wand und meint, man red' von ihm; es hört ein Wort und wieder eins und das dritte denkt's dazu und aus Worten wird ein Satz und der Satz geht ihm an die Leber und acht Tage gibt's der Hausfrau kein gutes Aug und auf Gallentag können sie eine andere Maagd dingen. „Wunderswegen“ geht der Hausvater in's Births- haus; man vernehme etwas, meint er. Da trifft er Kameraden, man macht um eine Halbe und dann noch um eine und eine dritte und vierte; unterdessen ist die Kuh nicht gemolken, die Kinder hungern und schreien und der Wächter hat schon eilse gerufen und der Vater sitzt noch beim Ochsen und die Mutter daheim bei der Wiege und wischt sich eine große Thräne aus den Augen; kommt endlich der Vater heim, den Kopf voll, den Beutel leer, da geht's an ein Zanken und Schwören und die arme Frau bekommt Schläge und der Vater das Trunken- Elend, und des andern Abends „wundert's“ ihn wieder und die gestrige Nacht erscheint in zweiter Auflage und so in dritter und vierter, in fünfzigster und hundertster. Uebrigens ist das „Wundern“ nichts Neues auf Erden. Schon die Alten hat es Allerlei „gewundert“ und gar Mancher und Manche haben dabei — nicht gerade Hals und Bein gebrochen, wohl aber, was unendlich mehr ist, ihre Seele mit großer Sünde belastet. Unsre erste Mutter Eva mußte es theuer bezahlen und wir mit ihr und alle Menschen, daß sie die verbotene Frucht im Paradiese sehen wollte; denn vom Sehen kam's zum Begehren, vom Begehren zum Anrühren, vom Anrühren zum Abbrechen, vom Abbrechen zum Essen und das Essen war eben Sünde, weil es Gott ver-

boten hatte, und so kam die Sünde in die Welt und durch die Sünde der Tod, der leibliche und geistige, der zeitliche und ewige. Der Patriarch Jakob hat eine Tochter, ihr Name war Dina. Und als Jakob in's Land der Sichern kam, gelüstete es das Mädchen, hinzugehen und ein Fest der Heiden zu sehen und besonders, wie's heute noch Vielen geht, die nicht gerade Dina heißen, wollte sie den Schmuck der Frauen betrachten. Aber die arme Dina kam das „Wundern“ theuer zu stehen. Sie wurde verführt und in Folge dessen kam's zu Streit und Hader und gab ein schreckliches Blutbad in der Stadt. — Petrus folgte von Ferne den Schergen, welche seinen Herrn und Meister gefangen genommen, „um den Ausgang zu sehen“. Ach! wie viele bittere Thränen hat ihn doch diese Neugierde gekostet! Diese Neugierde führte ihn in böse Gesellschaft und — er verläugnete dreimal seinen göttlichen Heiland.

Man hat dem Kalender erzählt und er erzählt es wieder, es sei einmal eine sehr brave Mutter gewesen. Sie hatte zwei eben so brave Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn ging in's Kloster und wurde ein vortrefflicher Ordensmann. Die Tochter blieb bei der Mutter und war ihr Hilf und Trost. Eines Tag s' beklagte sich die Mutter bei ihrem Sohne, daß die Tochter gar nicht mehr sei, wie früher; sie bete nicht mehr gerne, sei trozig, mürrisch und unfolgsam, fange an eitel, hoffärtig und gefallsüchtig zu werden, kurz sie habe sich ganz und gar geändert. Der junge Ordensmann erkundigte sich genau, was wohl die Ursache sein möchte, daß seine vorher so gute, leitfame Schwester nun ein Weltkind zu werden drohe, oder be eits geworden sei. Anfänglich meinte er, sie müsse etwa eine gefährliche Bekanntschaft angeknüpft haben. Denn das wäre nicht das erstemal, daß eine Bekanntschaft einer sonst guten Tochter Kopf und Herz verkehrt hat. Allein die Mutter hatte nichts dergleichen bemerkt. Dann kam der Bruder auf den Gedanken, seine Schwester möchte vielleicht mit weltgesinnten Töchtern Umgang haben und so allmählig ihre Urten und Unarten angenommen haben. Aber auch das wurde von der Mutter verneint. Endlich schöpfte er Verdacht, sie möchte vielleicht schlechte Bücher in die Hände bekommen und gelesen haben, und gab daher der Mutter den Rath, genau darüber nachzuspüren. Die besorgte Mutter durchsuchte nun alle Schränke im Zimmer ihrer Tochter, durchstöberte alle Winkel und



Verstecke und findet endlich zu unterst in einem Kleiderkasten, wohlverwahrt, ein ihr unbekanntes Buch. Eilig bringt sie diesen Fund dem Sohne und der Sohn erkennt darin sofort ein gefährliches, schlechtes Buch und behält es zurück, um es, wie's recht und billig ist, zu verbrennen. „Wunderswegen“ blättert er selbst in freien Augenblicken in diesem Buche; die Neugierde wächst; er liest wieder, liest ganze Kapitel und endlich liest er's bis an's Ende. Armer Tropf! wohin hat dich doch dein „Wundern“ gebracht! Das Buch hat ihm Kopf und Herz verkehrt; er wurde lau, gleichgültig, des Ordenslebens überdrüssig, und endlich hängt er sein Klostergewand an einen Nagel, macht sich aus dem Staub und schwört sogar dem katholischen Glauben ab. — Wenn's nöthig wäre, könnte der Kalender einen Mann mit Namen nennen, dem's bald so gegangen wäre, wie diesem Ordensmann. Dieser Mann, sehr brav und geschickt, hatte schon so oft von Zschokke's Stunden der Andacht gehört; er wußte, daß die katholische Kirche dieselben zu lesen verboten hatte. Aber es „wunderte“ ihn gar sehr, was denn eigentlich Schlechtes und Gefährliches darin sei. „Wunderswegen“ fängt er an, darin zu lesen und weil darin das Gift des Unglaubens unter süßem Honig einer schönen Sprache verborgen ist, wie's bei schlechten Büchern gewöhnlich der Fall, so wurde sein Geist unvermerkt mit Glaubenszweifeln erfüllt und sein kindlicher Glauben kam ihm endlich ganz abhanden. Zum Glück hatte er noch so viel Demuth, seinen geänderten Seelenzustand einem guten Freunde zu offenbaren, der ihm die rechten Mittel und vorab das Gebet an die Hand gab, um die verlorne Gnade des Glaubens wieder zu erhalten, und so entging er mit Noth dem Abgrund, an dessen Rand ihn und schon tausend Andere die Neugierde gebracht. Doch jetzt genug davon; der Kalender hat noch Anderes erfahren, das er gerne den Leuten sagen möchte und zwar aus dem Audienzzimmer eines Pfarrers. Ein solches Audienzzimmer ist eine wahre Hochschule für einen Kalender; da wird über alle erdenklichen Verhältnisse des menschlichen Lebens gesprochen. Und wollte der Kalender aus der Schule schwätzen und Alles sagen, was da in seiner Gegenwart verhandelt wird, da hätte der Drucker über Hals und Kopf zu thun. Aber das wird sich der Kalender nicht in Sinn kommen lassen, nicht einmal die Hochzeiten wird er ausbringen, 's ist aber auch nicht nöthig, die Brautleute

bringen's meistens selber aus; da weiß es der Schneider und die Schneiderin, der Schuster und Schusterin und dann noch zum Ueberflus das Anni und Babi und s'Franzi und s'Trini und wie alle die Gespannen der Hochzeiterin heißen, und kommt's dann aus, so muß es der arme Pfarrer hintendrein ausgebracht haben. Doch ein's darf der Kalender sagen, der Pfarrer hat's ihm erlaubt. Eines Abends erschien im Audienzzimmer des Pfarrers ein junger Bursche; es war sonst kein Mensch im Zimmer als der Pfarrer und eben der junge Bursche und natürlich der Kalender. Der junge Mensch hatte ganz das Aussehen, als wollte er heirathen, und und das wollte er auch in der That. Aber zum Heirathen müssen eben allemal zwei sein; die lassen sich schon finden und so hatte auch unser Junge eine gefunden und zwar eine Unkatholische. Unser Kalender hatte auf seiner ersten Fahrt schon manch' ein Kuriosum erlebt, aber von der Heirath eines Katholischen mit einer Unkatholischen hatte er sein Lebtag noch nie etwas gehört. Er merkte daher besonders wohl auf das Gespräch, und was der Pfarrer sagte, nahm er sich zu Herzen und faßte den Entschluß, wenn er heirathen wollte, eine Unkatholische nähme er nicht und wäre sie eine Königstochter oder gar eine Bernerin. Vor Allem meinte der Pfarrer, ein junger Bursche, der etwas werth ist, sollte doch was Rechtes und Unständiges bekommen, wenn's auch nicht gerade reformirt wäre. Sind ja Frauenzimmer und andere Mädchen in Hülle und Fülle, die einmal nicht in's Kloster wollen, nämlich um d'rin zu bleiben, und die denn doch auch nicht ganz unter's alte Eisen sich wollen werfen lassen; sie tragen gewiß ihre Keisröcke nicht, um dem lieben Gott zu gefallen, denn das wäre mir doch ein kurioser lieber Gott, der an solchem Zeug Freud hätte. Und wegen der Wärme tragen sie's auch nicht, sonst hätten sie im Sommer keine, und nicht wegen der Kühle, sonst müßten sie im Winter keine haben. Kurz und gut, der Pfarrer meinte nun einmal, unser junger Bräutigam bekäme auch noch eine Katholische, wenn er nur recht wollte. — Ueberdies konnte der Pfarrer nicht begreifen, daß es gut passe, wenn Mann und Weib nicht die gleiche Religion haben. Der Pfarrer war halt noch nicht einer von denen, welche da keinen großen Unterschied finden zwischen katholisch und reformirt, und d'rum fand er, es könne bei solcher großen Ungleichheit des Glaubens nicht gut gehen. Geht es ja oft



schlecht genug, wenn sie nur in minder wichtigen Dingen ungleich sind, z. B. er alt und sie jung, oder er jung und sie alt; er arm und sie reich, er schön und sie häßlich, er faul und sie thätig, er konservativ und sie radikal. Sa wie viel Red' und Widerred', wie viel Verdruß und Mißvergnügen kann es absetzen und hat's schon abgesetzt, wenn Mann und Frau in kleinen unbedeutenden Familiensachen nicht die gleichen Ansichten haben! Der Mann will das Obst mosten und die Frau will es dörren; die Frau will Hanf machen, der Mann will es nicht; der Mann will in's Theater, die Frau nicht mit ihm; die Frau will eine Schlittenparthie machen und der Mann auch, aber er will nicht dahin, wo sie, und sie nicht, wo er; der Mann will einem Bettler einen Halbbakzen geben, die Frau einen Zweiräppler; sie will dem Kind ein rothes Band auf den Hut und er will ein weißes u. s. w. Solche Verschiedenheit in den alltäglichen Streitfragen zwischen Mann und Frau haben schon oft den lieben Frieden auf viele Tage gestört. Wie kann es wohl gut gehen, wenn sie in den unendlich wichtigern Fragen, in Sachen der Religion, des Gewissens und der Ewigkeit nicht einer Meinung sind? Der Mann hat 7 Sakramente, die Frau hat nur zwei, das erste und das letzte. Dem Manne ist die hl. Messe unendlich kostbar, so kostbar, wie das große Erlösungsoffer am Kreuze, der Frau ist sie nur Götzendienst und Aberglaube; dem Manne gilt die Beicht als eine trostreiche Anstalt, die Frau hält sie für Trug und Menschenquälerei; der Mann glaubt an ein Fegfeuer, die Frau glaubt es nicht; der Mann verehrt die Mutter Gottes als unbefleckte Jungfrau und die Heiligste aller Heiligen, die Frau nennt sie nur ein gemeines Weib; der Mann ehrt den Papst als Statthalter Jesu Christi und Vater der Christenheit, die Frau hält ihn für den Antichrist; der Mann hält seinen Glauben für den einzig wahren, die Frau den ihrigen. Welche Verschiedenheit und in welch unendlich wichtigen Dingen! Entweder müssen solche Eheleute ihren Glauben und ihre innere Ueberzeugung einfach in die Kumpelkammer werfen und dann geht's wieder nicht, oder aber sie bleiben, jeder Theil, bei ihrer Ueberzeugung und dann geht's, wie's eben geht, wenn Mann und Frau nicht einer Meinung sind. Unser junge Bräutigam konnte freilich dem Pfarrer nichts von allem diesem widersprechen; aber er meinte, in der Praxis werde sich das Ding

ganz scharmant machen; er lebe einfach nach seinem Glauben und die Frau nach ihrem und damit Punktum. Er glaubte, es werde schon gehen, wenn sich beide um die Religion des Andern nichts kümmern. Gerade wie jenes Mädchen, welches mit einem Fremden aus einer zum größten Theil reformirten Stadt heirathen wollte und zu diesem Ende vom Pfarrer die nöthigen Schriften forderte. Der Pfarrer erkundigte sich über den Versprochenen, wess Landes, Alters und Gewerbes er sei. Da wußte das Mädchen über Alles Bescheid. Als er endlich fragte, ob er katholisch oder reformirt, da antwortete es, das habe es wirklich vergessen zu fragen. Wie dieses Mädchen sich um die Religion ihres Versprochenen nicht sehr angelegentlich bekümmerte, so meinte unser junge Bräutigam, werde auch er und seine künftige Frau sich wenig kümmern um das, was Jedes glaube und wie es lebe. Der Pfarrer setzte nun wirklich den Fall, daß Beide nach ihrem Glauben leben und Jedes in Sachen der Religion seine Wege gehe, ohne das Andere zu hindern oder ihm weh zu thun. Muß denn, fragte er weiter, für den katholischen Theil nicht eine große Gefahr des Heiles entstehen durch das Jahre lange und so innige Zusammenleben mit einem Unkatholischen? — Lege man einen gesunden und einen angefaulten Apfel zusammen, es wird nicht lange gehen, so wird auch der gesunde faul werden. Der katholische Mann wird's bald einmal merken, daß denn doch seine Frau eine leichtere Religion hat, als er. Er soll fasten und sie speist auch am Freitag oder andern Fasttagen vor der Nase ihres Mannes einen schönen Braten oder eine Leberwurst. Er soll alle Sonn- und Feiertage, Gottes Gewalt und ehrenhafte Noth vorbehalten, in die Messe gehen und andern gottesdienstlichen Handlungen beiwohnen, während Frau Mamma, wenn's ein Bischen vornehm geht, daheim in der warmen Stube Romanen liest. Er soll beichten, d. h. dem Priester an Gottes statt alle seine Sünden anzeigen, sogar die geheimsten und schwersten; sie dagegen beichtet in den Hut, wenn sie einen hat, oder gar nicht. Er muß Alles, was von Rom kommt, halten und beobachten, sie hat ihre Religion von Bern, oder wenn's eine Deutsche ist, von Berlin oder vom Großherzog oder anderswoher, wo man's Leben so einrichtet, daß man's dabei wohl erleiden mag. Wer kann sich nun verwundern, wenn nach und nach dem Mann am Freitag oder Fasttag auch der Mund

wässert nach dem schönen Braten, der auf dem Zeller seiner Ehehälfte ihn anlacht? Wer bürgt dafür, daß er nicht hie und da an einem Sonn- oder Feiertag, wenn's recht gewaltig schneit, oder im Sommer, wenn die Frau Liebste spazieren geht, die Predigt schwänzt und die Messe? Und nichts läßt sich so Einer lieber verleiden, als das Beichten. Es ist eben Weihnacht und der Mann hat meinetwegen seit Ostern nicht mehr gebeichtet; seine selige Mutter hat ihn als Knaben schon allemal dem Kindlein Jesus zu Ehren zur Beicht geschickt. Und es ging ihm nach, er hat es bisher noch nie unterlassen und und heuer will er wieder gehen. Aber es fällt ihm weiß wie schwer; s'ist so schön warm im Zimmer und draußen macht's so kalt; und es gibt viel Volk, man müsse ja eine halbe Ewigkeit warten, bis man zum Beichten komme; auch habe er jetzt nicht sonderheitlich viel zu beichten, er könnte also wohl noch warten bis d'Faschnacht vorüber sei, vielleicht gäb's dann etwas mehr u. s. w. Wenn solche Gedanken in seinem Kopf herumfahren, so braucht sicher seine Frau Liebste nicht viel gegen das Beichten zu sagen, so kehrt er sich noch einmal an die Wand und schläft und schläft den Schlaf der Lauigkeit bis Ostern und vielleicht noch länger, vielleicht bis er schläft den Todeschlaf. Und wie es mit dem Beichten geht, so geht es noch in vielen Dingen. Solche Männer, welche mit Unkatholischen heirathen, müssen obnehin selten ihrem Eifer den Radschuh unterlegen, daß er etwa zu arg vorwärts treibt, und da braucht's dann blutwenig zu sagen, so steht er ganz still. Derjenige, der den Ehestand eingesezt, hat ohne Zweifel nebst Anderm auch die Absicht gehabt, den Mann durch das Weib vor gänzlicher Lauigkeit und völliger Verweltlichung zu bewahren. Das ist nun einmal eine ausgemachte Sache, daß das ehrsame Weibervolk bei all' seinen Fehlern und schwachen Seiten um ein namhaftes lieber betet und beichtet und andere gottselige Werke thut, als andere Menschenkinder. Es liegt das schon in ihrem Naturell und dann haben sie, heißt es, auch besser Zeit dazu. Sei dem, wie da wolle, sie beten einmal mehr. In mancher Familie wollte ich das Gebet nicht theuer, wenn nicht die Hausfrau noch etwas betete und auch dem Manne noch hie und da ein christliches Zeichen abnötigte. Und mancher Mann hätte das Beichten schon längst verlernt, wenn nicht sein braves Weib ihm noch mitunter in den Ohren läg' und

ihn durch Ermunterung und gutes Beispiel zum Beichten brächte. Wenn nun aber die Frau nach ihrem Glauben selber nichts auf den katholischen Gebräuchen, Andachten und Heilmitteln hält, ist dann in einer solchen Familie wohl etwas Anderes zu erwarten, als daß nach und nach Alles so lau wird und so kalt, daß es einen fröstelt und friert, wie mitten im Winter. Steht es daher schon schlimm genug mit dem Manne, wie steht es erst mit den Kindern? Ja, die müssen katholisch erzogen werden, meinte der junge Bräutigam, seine Braut habe ihm das schon längst versprochen. Das nahm freilich den Pfarrer höchst Wunder, wie eine reformirte Frau, die nach ihrem Glauben leben will, ihre Kinder katholisch erziehen werde. Es weiß Jedermann, daß die erste Erziehung ganz und gar auf der Mutter liegt. Der Vater geht der Arbeit nach und den Geschäften oder sitzt, wenn er nichts taugt, beim „Ochsen“ bis in die tiefe Nacht hinein. Ueberdies ist's ihm auch nicht gegeben oder zu langweilig, mit den lieben Kleinen sich Stunden und Tage lang zu unterhalten, sie zu lehren, zu unterweisen und ihnen auf hundert Fragen Red' und Antwort zu geben. Vielleicht fehlt's ihm auch an der Geduld und Ausdauer oder endlich weiß er selber in Sachen der Religion nicht viel Bescheid. Kurz und gut, die erste Erziehung geht nun einmal ganz naturgemäß von der Mutter aus; sie muß das Fundament legen, also im vorliegenden Falle muß eine reformirte Mutter das Fundament legen zu einer katholischen Erziehung. Das muß sich doch eigenthümlich ausnehmen. Von Napoleon sagen die Leute, er rede immer anders, als er denkt; das wird wohl so sein, s'ist ja der Brauch bei den Diplomaten und großen und kleinen Napoleonen. Aber daß eine liebende Mutter ihren lieben, unschuldigen Kleinen Tag für Tag, Jahr aus und Jahr ein immer anders redet, als sie denkt und glaubt und das in Sachen der Religion und des ewigen Heiles, das geht wider's Holz und wider jedes wahre Mutterherz. Aufrichtigkeit ist der erste Zug der Liebe, und der nicht aufrichtig ist, der liebt nicht recht. Und nun soll eine Mutter ihren Kindern, die so innig und zärtlich liebt, von Jugend auf Grundsätze in's kindliche Herz einpflanzen und einprägen, die sie nach ihrem Glauben für falsch hält! Sie glaubt nicht, daß die katholische Kirche die wahre Kirche Gottes und unfehlbar sei in Glaubenssachen; und nun soll sie die lieben



Kinder lehren, daß man das, was diese Kirche lehrt, glauben müsse und zwar unter Verlust der Seligkeit. Sie erachtet es nach ihrem Glauben für ein Glück, daß es einen Luther und Zwingli und andere Reformatoren gegeben und daß dieselben die katholische Religion abgeschafft haben; und nun soll sie ihre Kinder lehren und ermahnen, Gott alle Tage zu danken, daß Er sie zum wahren katholischen Glauben berufen, und Ihn zu bitten, daß Er sie bis in den Tod darin gnädigst erhalten wolle. In ihren Augen und nach ihren Religionsbegriffen ist der römische Papst, sind die Bischöfe und Priester Alle im Irrthum und führen ihre anvertrauten Seelen auf Irrwegen; und nun soll sie dieselben ihren Kindern als Stellvertreter Gottes darstellen und ihnen die höchste Ehrfurcht, Liebe und Unterwürfigkeit gegen sie einflößen. Nach ihrem Glauben ist die hl. Messe nur Götzendienst und Aberglauben; und ihren Kindern soll sie sagen, daß es das gleiche unendlich kostbare Opfer ist, welches Christus der Herr am Kreuze dargebracht, soll sie lehren und ermahnen, dasselbe über Alles hochzuschätzen und in Noth und Gefahr dazu ihre Zuflucht zu nehmen. Nach ihrem Glauben nützt das Beichten nichts und es gilt ihr gleichviel, die Sünden dem Sigrift oder dem Priester anzuzeigen; und die Kinder muß sie lehren mit aller Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit alle Sünden, selbst die geheimsten bösen Gedanken dem Beichtvater zu bekennen, sonst werden sie nicht in den Himmel kommen. Sie erachtet es für unrecht, die hl. Mutter Gottes, den Schutzengel und die andern Heiligen Gottes zu verehren und anzurufen; sie meint, das sei eine Unehre für Gott: und doch soll sie die Kinder das Ave Maria, ein Schutzengelgebet und andere Gebete zu den Heiligen lehren, mit ihnen dieselben täglich beten und sie öfters ermahnen, solche Andachten nie zu unterlassen. Sie hält nach ihrem Glauben die hl. Kommunion der Katholiken für leeren Aberglauben und glaubt ganz und gar nicht, daß Christus in diesem bh. Sakrament gegenwärtig sei; und doch soll sie die Kinder lehren, daß sie den lieben Gott empfangen, und ihnen daher einen lebendigen Glauben an dieses große Geheimniß der Religion einprägen und sie jedesmal zum würdigen und ehrerbietigen Empfang desselben vorbereiten. Nach ihrem Glauben gibt es kein Fegfeuer; und doch soll sie ihren Kindern sagen, wie sehr die armen Seelen im Fegfeuer leiden und wie wir ihnen mit Gebet,

Opfer und Almosen und andern guten Werken helfen können; soll sie anweisen, für den Großvater und die Großmutter selig alle Abende ein Vaterunser zu beten, damit sie bald aus den Peinen und Qualen, die sie vielleicht noch leiden müssen, erlöst werden. Ablässe, hl. Bilder, Weihwasser und andere gesegnete Sachen sind ein Greuel in ihren Augen; und den Kindern soll sie dieselben als gut und nützlich und ehrwürdig darstellen und sie zum gläubigen Gebrauch derselben anhalten. Geht das und noch so viel Ander's nicht wider's Haar? Kann eine liebende Mutter ihre Kinder so, nach ihren Begriffen zu reden, am Gängelband herumzuführen? — Unser beirathslustige Junge mußte allerdings das Unpassende und Unschickliche und Unnatürliche einer derartigen Erziehung zugeben; aber er tröstete sich mit dem Kinderlehrbüchlein. Darin sei ja Alles gedruckt, was die Kinder wissen sollen, und seine künftige Frau könne lesen, wie ein Studirter, und da werde sie sich einfach an das halten, was im Büchlein steht, und so werde sich Alles machen. Daran hat der Pfarrer nie gezweifelt, daß die Unkatholischen auch lesen können; aber weit mehr zweifelt er, ob eine unkatholische Mutter es über's Herz bringen wird, sich in Unterweisung der Kinder ganz und ausschließlich an die katholische Lehre und an katholische Begriffe zu halten, ohne ihre Ansichten, Zweifel und Meinungen mehr oder weniger beizumischen. Und thut sie dies auch nicht, wird sie wohl die katholischen Lehren und Begriffe mit jenem Nachdruck in das zarte Herz des Kindes einprägen, wie es der Gegenstand erfordert? wird sie die katholischen Gebräuche dem Kinde so anpreisen, daß dasselbe auch wirklich Freude daran hat und Ehrfurcht davor? Das ist's, woran eben der Pfarrer zweifelt und mit ihm Jeder mann, der über die Sache reiflich nachdenkt. Aber gesetzt auch, diese Mutter unterrichtet ihre Kinder ebenso gut, als wäre sie selbst katholisch; wie steht's dann mit dem Beispiel? Die Kinder, wenn sie nicht ganz auf den Kopf gefallen sind, werden es bald einmal merken, daß ihre Mutter selber nicht thut, was sie aus dem Büchlein zu thun heißt. Die Kinder achten sich auf Alles und werden es sicher bald einmal sehen, daß ihre Mutter kein Kreuz macht, kein Weihwasser nimmt, nicht in die Messe geht, nicht beichtet und kommunicirt, am Freitag lieber Fleisch ißt, als Fisch, den englischen Gruß nicht betet, wenn's Mittag oder Betglocke läutet, nicht niederkniet, wenn man das Hochwürdigste zu einem



Kranken trägt und noch viel Anderes mehr. Und doch hat ihnen die Mutter sagen müssen, daß dieß Alles recht und nützlich, ja zum Theil sogar unter Verkurst der Seligkeit geboten sei. Was werden sie von der Mutter denken oder von dem, was sie dieselbe gelehrt hat und täglich lehrt. Kinder denken nicht leicht Böses von der Mutter; sie werden viel geneigter sein, in ihre Lehre Zweifel zu setzen, als in ihr Thun und Lassen und werden es daher auch nicht gar so genau nehmen mit der Beobachtung dessen, was ihnen die Mutter sagt, aber selber auch nicht thut. Es ist an einem Ort ein Vater, der wohl katholisch getauft ist, aber nicht sonderlich katholisch lebt, wie es eben Viele gibt. Wenn nun die Mutter mit den Kindern beten will am Morgen und Abend oder vor und nach dem Essen, da wischen sie mir nichts und dir nichts das Maul und gehen ihre Wege; und stellt sie die Mutter zur Rede, da kann ihr ein fausthoher Bube schon weiß wie schön sagen: Was beten? der Vater betet ja auch nicht. Und schickt sie die Mutter in den Gottesdienst oder wieder einmal zur hl. Beicht und Kommunion, so hat sie flink zur Antwort: Der Vater geht ja auch nicht. Die Kinder müßten von einem ganz sonderbaren Schlag sein, wenn sie nicht tanzen wie Vater und Mutter pfeifen. So lange die alten Krebsen rückwärts gehen, werden's auch die Jungen thun. Wie der Acker, so die Ruben, wie der Vater, so die Buben, wie die Mutter, so das Kind. Wenn aber Vater und Mutter nicht die gleichen Wege gehen, so werden die Kinder meistens da gehen, wo sie's leichter und bequemer finden. Das Bischöflich Katholisch, das sie allenfalls am Vater wahrnehmen, wird ihnen nach und nach auch noch zu viel sein und sie werden der Mutter Wege, die ja auch in den Himmel will, für leichter erachten und d'rum auch auf ihnen wandeln. Kurz und gut, es geht halt nur nicht; eine Mutter, die nicht katholisch ist, paßt nun einmal nicht für eine katholische Erziehung, so wenig als ein Geistlicher zum Trillmeister oder eine Regierung zum Censor eines bischöflichen Katechismus paßt. S'ist nun einmal nicht ihr Fach.

Der Pfarrer hatte immer noch einen guten Schuß als Reserve behalten und wollte zu guter Letzt nicht unterlassen, auch denselben noch in Thätigkeit zu setzen, um wo möglich in den Eigensinn unsers jungen Bräutigams eine Bresche zu schießen. Und das war der Punkt von wegen der Scheidung. Wenn Zwei mit-

sammen heirathen, da versprechen sie einander ewige Liebe und Treue. Und ich denke, den Meisten ist es Ernst dabei. Wenn der Priester am Altare im Namen Gottes des Allmächtigen ihnen befehlt, „daß Beide nichts Anderes scheide, als allein der Tod“, so beten wohl die Meisten gewiß recht innig und aufrichtig in ihrem Herzen zu Gott, es möchte doch der Tod recht viele, viele Jahre sie verschonen. Und Gottlob, es gibt noch immer Solche, die auch nach langen Jahren bei diesen Gesinnungen bleiben. Aber, leider! nicht Alle. Bei Vielen gleicht der Ehestand jener Bildsäule, welche der König Nabuchodonosor laut hl. Schrift im Traume gesehen hat: Das Haupt war vom feinsten Gold, Brust und Arme von Silber, der Bauch von Erz, die Schenkel von Eisen und die Füße von Eisen und Erde. Von Stück zu Stück hatte sich da das Material verschlimmert und so verschlimmert sich bei Vielen der eheliche Frieden, die Liebe und Treue von Jahr zu Jahr. Anfänglich ist Alles ganz golden; vielleicht ehe Jahr und Tag vergeht, findest du höchstens noch statt des ersten Glanzaoldes den matten Silberschein, wo sich vielleicht schon giftiger Grünspan des Mißtrauens und Mißvergnügens anzusehen droht; dann kommt wie hartes Erz des Mannes Härte und des Weibes Starrsinn. Auf's Erz folat das Eisen, angefressen vom Rost der Zwietracht und des Haders durchbohrt der Dolch bitterer Vorwürfe und Scheltungen die Herzen, die einst in Liebe vereint sich ewige Liebe gelobt. Endlich kommt Eisen und Erde; dieß bricht so leicht — und so ist auch Liebe und Treue so gebrechlich geworden, daß es nur einen Stein des Anstoßes braucht, um Beides für immer in Stücke zu schlagen. Doch, „was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht trennen“, lehrt der göttliche Gesetzgeber und die katholische Kirche hat an diesem Grundsatz der Unauflöslichkeit des Ehebandes seit 1800 Jahren unnach-sichtlich festgehalten und wird und muß festhalten bis an's Ende der Welt. Und gerade das ist es, was katholische Eheleute besser zusammenhält und wenn sie auch einander den Krieg erklärt, eine Vereinigung und Versöhnung wieder möglich macht. Der Gedanke, ja die Gewißheit, daß Beide nichts Anders scheide, als allein der Tod, die Gewißheit, daß man nun einmal die Sache nicht mehr ändern könne, bis es Gott ändert, ist freilich hart und d'rum sollten's die jungen Leute etwas besser überdenken, als es bei Vielen der Brauch ist. Aber anderseits kann dieser Gedanke recht

viel zum Frieden beitragen. Ein Mensch erträgt eine Widerwärtigkeit, die er nun einmal nicht ausweichen kann, gewöhnlich mit mehr Muth und Gelassenheit, als wenn er noch ein Mittel weiß, derselben los zu werden. Wer nur sauern Wein im Keller hat, der trinkt ihn in Gottes Namen, wie er ist, ohne viel Murren und Klagen. Wer aber weiß, daß er auch vom Bessern haben könnte, der macht allemal ein bitter saures Gesicht, so oft die Hausfrau oder die Kellnerin den erschrecklichen „Gott b'hüt is davon“ auf den Tisch stellt. So geht's auch den Eheleuten. Wenn die Eheleute wieder auseinander könnten auf Gallentag oder Mitte Mai und der Mann könnte eine andere Frau und die Frau einen andern Mann nehmen, so würde noch weit mehr unter ihnen gehadert und gezankt, noch viel ärger die Liebe und Treue verlegt, als sonst; sie würden einander weniger schonen; da würde es bald einmal heißen: „Ich kann denn noch geben; so einen, wie du bist, bekomm' ich immer wieder und wenn man mir auch die Augen verbindet.“ Und wie leicht richtete so ein mißvergnügter Mann oder eine unzufriedene Frau ihr Augenmerk auf Andere; und mit dem Augenmerk nimmt auch gar oft das Herz Reiß aus und mit dem Herzen die Liebe, mit der Liebe die Treue, mit der Treue die Geduld, die Achtung und Schonung und Alles. Hingegen, da es kein Mittel gibt, von einander zu kommen, so denkt noch Mancher und Manche, wenn sie auch noch einen Funken gesunden Menschenverstand haben: Ei! was will ich mich doch so plagen und mir mein Kreuz doppelt schwer machen; ich will in Gottes Namen Geduld haben, will lieber Fünfe grad sein lassen, als mit dem ewigen Gezänk mir mein Leben verbittern. Ganz anders ist es bei den unkatholischen Eheleuten. Die Herrn Reformatoren, wie sie das Fegfeuer in der andern Welt wegerkennt haben, so wollten sie auch das zeitliche Fegfeuer, den Ehestand — nicht etwa wegerkennen, Gott bewahre! sie hätten eher noch einen dazu gestiftet — aber doch so einrichten, daß man wieder heraus kann, wenn's einem verleidet ist. Nach ihrem Glauben kann der Mann von seiner Frau sich scheiden lassen oder die Frau von ihrem Mann und dann können sie wieder mit Andern heirathen. Das kann aber nur in gewissen Fällen geschehen. Aber diese Fälle können sie selber machen. Wenn's nun einem verleidet ist und er will seine Frau nicht mehr oder die Frau mag ihn nicht mehr, so wissen sie es schon so einzurichten,

daß eine Scheidung möglich wird. Da kann dann ein Pfarrer lange sich heiser reden, um sie wieder zu vereinigen, hilft nichts; sie wollen den Frieden nicht mehr, denn sobald sie wieder Frieden machen, so gibt's nichts aus dem Scheiden, noch viel weniger aus einer zweiten Heirath. Nun wenn Beide reformirt sind, so haben's Beide gleich, Beide sind nach ihrem Glauben wieder frei und ledig. Aber wenn ein's von Beiden katholisch ist, dann ist es eine erzfatale Geschichte für den katholischen Theil. Derselbe kann nicht mehr heirathen, bis der Andere todt ist; nun scheidet sich z. B. eine reformirte Frau von ihrem katholischen Manne und nimmt einen Andern, so muß er's in Gottes Namen geschehen lassen; er hat eine Frau und sie hat einen Andern zum Mann und so kann er warten bis sie stirbt, vielleicht zwanzig, dreißig Jahre, dann kann er auch wieder eine Andere nehmen, wenn er will, aber vorher nicht. Unterdessen hat er gut Zeit, seine Betrachtungen zu machen, ob es der Pfarrer nicht gut gemeint, da er ihm das Heirathen mit einer Unkatholischen höchlich mißrathen hat; auch mag er inzwischen mit seinen fünf, sechs Kindern, die ihm die Frau unerzogen zurückgelassen, die Zeit vertreiben und ihnen nicht nur Vater, sondern auch Mutter sein; denn für sie ist die Mutter todt; sie lebt zwar noch, aber nicht mehr für sie. Armer Mann! Arme Kinder? S'ist doch ein unendlich gewagtes Ding, eine solche Heirath zwischen Personen zweierlei Glaubens. Aber item, unser junger Bräutigam war nun einmal darauf veressen und wollte es wagen, wagen sein zeitlich Glück, wagen sein ewiges Heil, wagen der Kinder Wohl und Seligkeit. Aber der Pfarrer waagt seine Seele nicht; drum hat er ihm dieß Alles vorgestellt und an's Herz gelegt. „Und jetzt b'hüt Gott, ich will nichts davon!“ Mit diesen Worten entließ er ihn und der Heirathslustige zündete eine Cigarre an und ging zu seiner Braut; der Kalender aber geht — zum Garibaldi. Was zum Garibaldi! Ein sauberer Nidwaldner, der zum Garibaldi geht! Weiß er denn nicht, daß es fast gar beim Kopfabhauen zu Bern oben verboten worden ist, in fremde Dienste zu treten? Tausend Sapperlott! Und jetzt will einer zu Garibaldi gehen! Wart'! ich will dir! du junger Springin'sfeld! Ganze Wendung! rechts um! oder in's Zuchtbaus! — Sachte! sachte! meint der Kalender. Er weiß wohl, daß es verboten ist; aber es ist in Allem



ein Unterschied. Allerdings wäre es ein Greuel in den Augen der Herren, wenn einer dem Papst zu Hülfe ziehen wollte; in Sack und Asche müßte er Buße thun, bis getilgt wäre seine Sünde vor den Herren; und ein Maulkorb würde ihm angelegt, daß er nicht etwa reden thäte vor der Gemeinde und er müßte schwitzen sein sauer erworbenes Geld in die Kassa des Bundes und seine übergroße Sünde vor den Herren absitzen im Hause der Zucht fünf Jahre, fünf Monate und fünf Tage, die weil er gefrevelt vor den Herren und gezogen zu Hilfe dem Papste, der da sitzt zu Rom. Das Alles weiß der Kalender; aber der Papst und Garibaldi sind Zwei. Für fünf Vaxen wollte der Kalender den Buckel herhalten, wenn einer dem Garibaldi zu Hülfe ziehen wollte und ertappt würde. Der Papst, heißt es, ist ein Fremder; bingegen der Garibaldi ist uns auch noch ein Bischen verwandt. Er ist ein Freischäärtler; wir sind's auch schon gewesen, nämlich Viele, die jetzt an Ort und Enden obendran sitzen. Er vertreibt wo er Meister wird, vor Allem die Jesuiten, wir haben's schon vor ihm gethan und thätens noch jetzt, wenn sie es wagten, wieder zu kommen; hat man ja dieses Jahr einen wahren Höllnlärm in Freiburg droben gemacht, als ein Jesuitenpater, der ein Stadtbürger von Freiburg ist, seinen sterbenden Vater heimsuchte und ihm am letzten Ende beistand. Er hebt die Klöster auf, wir haben es auch so gemacht. Er wirft Bischöfe in den Kerker oder schießt sie in die Verbannung, wenn sie seine Sach' nicht gutheißen; wir thaten seiner Zeit das Nämliche; und noch erst kürzlich haben wir ja zu Bern oben die Bischöfe von Mailand und Como, soweit ihre bischöfliche Rechtsamme auch auf einen Theil der Schweiz sich erstreckte, mir nichts und dir nichts abgesetzt und ihre Amtsgewalt als erloschen erklärt. Es wundert den Kalender, wo jetzt die Tessiner Geistlichen den Beichtstuhl holen, denn sie sind nun die einzigen Katholiken, die unter keinem Bischof stehen; sie stehen allerdings noch unter ihren frühern Bischöfen, aber man hindert diese Bischöfe mit Gewalt, ihre Amtspflichten und Rechte auszuüben. Einer hat gemeint, sie müssen inzwischen ihren Beichtstuhl zu Bern oben holen; aber aus Bernerholz gibts verdammt schlechte Beichtstühle. Nun! das gehört eigentlich nicht hieher. Also vorwärts, wieder zu Garibaldi. Was ist's denn eigentlich mit diesem Garibaldi? Einige können ihn nicht genug rühmen und sammeln Geld und Gewehre

für ihn. Andere sagen, er sei ein Erz-Revolyer und wo er hinkomme, gehe Alles darunter und darüber. Man hat dem Kalender erzählt, er sei ein Wälſcher, der schon vor mehr als zehn Jahren mit einem zusammengelaufenen Gesindel von Freischäären gegen Rom gezogen, um den Papst zu stürzen. Damals wurde dem Papst von der französischen Regierung Hilfe geleistet und Garibaldi mit seinen Schäärlern zum Deixel gejagt. Vor'm Jahr hat dann der gleiche Garibaldi den gleichen Franzosen wieder geholfen, den Kaiser von Oesterreich aus seinem rechtmäßigen Besizthum in der Lombardei zu vertreiben. Nun ist er in Neapel, um auch da dem rechtmäßigen König die Krone vom Haupt zu schießen. Wo er sein wird, bis der Kalender seine Rundreise eröffnet, das weiß Gott. Wenn er Meister wird und in Neapel Feierabend gemacht hat, so will er nach Rom, um dem Papst die Hauptstadt der Christenheit zu entreißen. Alles im Namen der Völker-Freiheit. S'ist doch ein eigenthümliches Ding mit der Freiheit, oder besser gesagt, mit diesen Freiheitshelden. Da schreien sie sich heiser mit ihren Lobsprüchen auf die Freiheit, versprechen aller Welt goldene Berge; sind sie aber einmal Herr und Meister, so sind sie die ersten und größten Tyrannen. Wer nicht nach ihrer Geige tanzt, dem jagen sie eine Kugel durch den Kopf. Sie wollen Alles unter ihrem Pantoffel haben. Vom untersten Käppeli-Siegrist bis hinauf zum Papst soll Alles über ihren Leist geschlagen sein; selbst die hl. Religion, die der Sohn Gottes vom Himmel gebracht, wollen sie nach ihrem neuen Modell umgießen. Und weil der Papst nicht thun will, was sie wollen, so haben sie ihm den Untergang geschworen. Sie wollen ihm seine weltliche Herrschaft über den Kirchenstaat rauben, damit er dann ihr Unterthan werde; dann meinen sie, könnten sie schon mit ihm machen, was sie nur wollten. Da ist freilich der Garibaldi noch nicht der Schlimmste. Er sagt es wenigstens noch gerade von der Leber weg, was er will. Viel schlimmer ist der wälſche König Viktor Emmanuel, der hinter ihm steckt, und hinter dem Viktor stecke noch einer und der sei der Allerschlimmste. Diese sagen nicht, was sie wollen, und wollen nicht was sie sagen. So versichert der Viktor immer und schreibt selbst dem Papst, er habe gewiß nichts gegen ihn, er achte und liebe ihn über alle Maßen, er wolle ihn nur schützen und schirmen und ihm zu größerer Selbstständigkeit, zu größerer Ehr' und Glorie verhelfen. Ei! wie ihm doch der Papst so lieb



ist! — Es wäre also aus lauter Liebe geschehen, daß er schon vor'm Jahr dem Papst seine schönsten Provinzen weggekappert; aus purer Liebe hätte er so viel Geld gespendet, um die päpstlichen Unterthanen zum Aufruhr und Treubruch aufzureizen. Das Uebermaß der Liebe hätte den Viktor bewogen, Alles zu thun, um die päpstlichen Beamten zum Meineid und Verrath zu verleiten. Liebe und nur Liebe zum Papst hätte ihn in dieser letzten Zeit angetrieben, mit großer Heeresmacht in das viele Jahrhunderte alte rechtmäßige Besitztum des hl. Vaters einzufallen, mit Feuer und Schwert die päpstlichen Unterthanen zum Abfall von ihrem rechtmäßigen, mildesten Fürsten und Herrn zu zwingen, und die Truppen, welche am Papste nicht meineidig werden wollten, mit Kartätschen zusammen zu schießen. Liebe thut Alles; und so wäre es endlich nur aus Liebe, daß er dem Papste Alles nimmt, oder zu nehmen sich anschickt; er nimmt ihm seine Bischöfe und Priester, die er nicht verführen kann, und schiebt sie in Verbannung; er nimmt ihm seine Klöster und Anstalten, indem er sie aufhebt, er nimmt ihm seine Unterthanen, indem er sie mit List oder Gewalt unter seinen Szepter bringt, er nimmt ihm sein Einkommen, indem er es einsackt, er nimmt ihm den ganzen Kirchenstaat, indem er sich selbst zum Herrn und Könige desselben ausrufen läßt. Welch eine Heuchelei! Dem Papst Alles nehmen, und zwar mit den Waffen in der Hand, und dabei immer sagen, man ehre und achte und liebe ihn. Man möchte fast meinen, dieser wälsche König wäre zum Judas, dem Verräther, in die Schule gegangen; denn er mach't dem Papste, gerade wie dieser es Christo dem Herrn gemacht, als er Ihn mit einem Kuß verrathen hat. Mit dem Kuß wollte er zeigen, wie sehr er Ihn liebe, und unterdessen hatte er schon seine Schergen und Henker bei sich und ihnen gesagt: Derjenige, den ich küssen werde, der ist's; fasset Ihn und führet Ihn behutsam! So macht man es jetzt akkurat Seinem Statthalter auf Erden, Pius IX. Es hat nach menschlichen Ansichten den Anschein, die große Leidenswoche sei für ihn angekommen; gebe Gott, daß er bald den Ostertag feiern könne! Es denkt nun vielleicht der Einte oder Andere, wenn er da hört, wie man dem Papst seine weltliche Herrschaft nimmt, das habe ja nicht viel zu sagen, es sei ja am Ende gleich, wer da drinnen das Weltliche regiere; im Gegentheil soll der Papst das Geistliche besorgen und das Weltliche den Weltlichen überlassen; und es wäre

am Besten, der Papst überließe freiwillig diesen zeitlichen Kumpel dem Viktor Emmanuel oder dem Garibaldi, oder meinetwegen dem Hans oder dem Heiri, so hätten sie doch einmal Frieden und dann würden sie den Papst in Ruhe lassen u. s. w. Der Kalender nimmt es den Leuten nicht übel, daß sie so reden. Denn so redet man eben, wenn man die Sache nicht besser versteht. Es wäre bald dem Kalender auch so gegangen. Aber der Kalender hat sich genauer erkundiget und da hat er was Anderes erfahren. Und nun will er den Leuten sagen, wie diese Sache sich verhält. Die katholische Kirche besitzt im Wälschland drinnen ein kleines, weltliches Reich; eben weil es der Kirche gehört, wird es der Kirchenstaat genannt, oder die päpstlichen Staaten, weil der Papst von Rechtswegen der Fürst und Verwalter dieses Reiches ist. Und die katholische Kirche hat dieses Reich nicht gestohlen, oder, um es höflicher zu sagen, annexiert, sondern vor vielen hundert Jahren, zum Theil vor mehr als tausend Jahren, von katholischen Königen, Kaisern und Völkern zum Geschenk bekommen. Von jeher haben die Großmächte, sowohl katholische, als unkatholische, dieses hl. Besitztum der Kirche als rechtlich anerkannt, und es, als Napoleon I. es dem Papst genommen hatte, demselben wieder zurückerstattet. Ja noch im letzten Jahre, als die zwei Kaiser von Frankreich und Oesterreich bei Villafranka Frieden machten, wurde in dem Friedensschluß bestimmt festgesetzt, daß dem hl. Vater seine Staaten ungeschmälert verbleiben sollen.

Der hl. Vater kann aber nicht damit machen, was er will, und ist nicht berechtigt, dieses Eigenthum der Kirche dem Frieden zu lieb einem Andern abzutreten. Wollte man dem Papst nur sein Privat-Eigenthum nehmen, so dürfte er sich wehren, so gut, als jeder andere Mensch; aber wie der jetzige Papst ein Herz hat, voll Güte und Milde, würde er dem Frieden zu lieb gewiß demjenigen, der ihm den Mantel nähme, auch noch den Rock geben und am Ende noch den Segen dazu. Wenn Einer in der Welt ist, der seinem Mitmenschen das Herz aus dem Leibe zu geben bereit wäre, so ist es sicher Pius IX. Allein wie er über die Massen gütig ist und liebevoll, so ist er auch gerecht und gewissenhaft; und kann und wird nicht geben, was nicht sein Eigenthum, sondern Eigenthum der Kirche ist. Er mußte ja bei seiner Thronbesteigung einen hl. Eid schwören, dieses Besitztum der Kirche ungeschmälert zu erhalten.

Und ein Papst nimmt es genauer mit dem Eid, als es jetzt Anfanas bei Vielen der Brauch ist. Wenn lauter Päpste in den Vierziger Jahren auf der Saafakuna gewesen wären, die Herren Arauer hätten gewiß die aufgehobenen Klöster wieder einsetzen müssen und zwar schon deswegen, weil die Saafakuna alljährlich den Klöstern ihren Fortbestand mit einem feierlichen Eidschwur gewährleistet hatte. Und würde der Eid überhaupt noch etwas gelten, es wäre Manches anders gekommen, als es gekommen ist, vom Rhein bis zur Robne, von der Robne bis zur Seine und noch weiter. Aber der hl. Vater wehrt sich um dieses hl. Besitztum der Kirche auch darum, weil der Kirchenstaat unter den jetzigen Weltverhältnissen für eine freie, selbstständige und unabhängige Verwaltung seines päpstlichen Oberbirtenamtes ein großes Bedürfnis ist. Und wie denn das? Das will jetzt der Kalender in Kurzem saen. Der Papst ist der oberste Seelenhirt von zweihundert Millionen Katholiken, welche in der ganzen Welt zerstreut sind. Das ist offenbar die großartigste Verwaltung auf Erden. Eine solche Verwaltung kostet Geld. Der Papst kann nicht Alles allein machen, er hat eine große Zahl tüchtiger Arbeiter nöthig. Auch muß er seine Gesandten in allen großen und selbst kleinern Staaten haben, die natürlich neben den Gesandten anderer Fürsten ehrenhaft und standesmäßig auftreten müssen. Alle diese Tausende, die im Dienste des Papstes wirken und arbeiten, müssen erhalten werden; von der leeren Luft können sie nicht leben und der liebe Herr Gott hat nun einmal die Sache so einarrichtet, daß auch die Geistlichen mit dem Essen sich erhalten müssen, wie andre Leut! Und 's Essen bekommt man auch in Rom nur um's Geld, wie bei uns im Unterwaldner-Land, nur vielleicht etwas theurer, wie es in Städten der Brauch ist. So muß also die ganze Verwaltung des päpstlichen Amtes täglich viel Geld kosten. Wenn man nun dem hl. Vater den Kirchenstaat weanimmt und in Zukunft, statt des Papstes, der Viktor Emmanuel oder meinetwegen der Garibaldi die Steuern und Abgaben und Einkünfte bezieht, wo soll denn nachher der Papst das Geld hernehmen, um der katholischen Religion auch im Außern jenes Ansehen und jenen Glanz zu geben, der ihr als der wahren Religion gebührt? Womit soll er die großartigen Auslagen bestreiten, welche die Verwaltung einer über den ganzen Erdkreis ausgebreiteten Kirche erfordert? Sollen die päpstlichen Angestellten, soll der Papst selber Baum-

wolle spinnen oder wie arme Handwerksburschen mit dem Felleisen auf dem Buckel sich durchfechten? O nein! Gott bewahre! saet der Viktor in seiner übermäßigen Sorakalt für den hl. Vater. Der Papst soll nicht nothleiden und seinen Angestellten soll nichts abgehen; die Fürsten und Völker sollen ihm Steuern und Abgaben zahlen, bis er zufrieden ist, und die Almosen werden fließen ohne Maß und Zahl. Da wären dann freilich dieser wälsche Emmanuel und seines Gleichen die Ersten, die ihm nichts mehr geben wollten, wenn er ihnen nicht in Allem zu Gefallen wäre; und wenn ein auter Fürst ihm etwas Bedeutendes gäbe, so würden es ihm gerade diese königlichen Garibaldianer je eher, je lieber wieder nehmen, wie sie's jetzt auch machen. Uebriqens müßte es allerdings dazu kommen, daß die Fürsten und Völker Abgaben, Steuern und Almosen an den hl. Vater zahlten. Aber wie sehr müßte da die Selbstständigkeit des Papstes darunter leiden! Ein Papst, der an die Gnade der Fürsten und Völker kommen und vor der Thüre seiner Unterebenen um Steuern und Almosen betteln müßte, wäre heutigen Tages nicht mehr sonderlich viel Meister. Ein solcher Papst käme mir ungefähr vor, wie ein alter Vater, der seinen Söhnen seine Güter abgetreten und nun von ihnen in Essen und Kleidern erhalten werden soll, so lang er lebt. So einer muß etwa hie und da schweigen, wenn er auch noch gerne redete, und muß sünke a'rad sein lassen, sonst hängen ihm die lieben Söhne und Sohnesfrauen den Brodkorb hoch genau, bis er schweigt. So aienq's aewiß auch dem hl. Vater. Wenn er etwa einem König oder Kaiser nicht in Allem zu Willen wäre, so würde er ihm einfach saen: Nun! so geb' ich dir nichts mehr und verbiete auch meinen Völkern, die Steuern und Almosen zu geben. Das ist nun das erste. Dann aber ist noch eins, das noch eben so sehr die Selbstständigkeit des Papstes gefährdet. Sobald der Papst keinen eigenen Staat mehr hat, so wird er natürlich der Unterthan eines andern Fürsten sein; wenn z. B. der wälsche Viktor Emmanuel den ganzen Kirchenstaat an sich reißt und Pius IX. bleibt in Rom, so stünde der Vater der ganzen Christenheit unter dem eisernen Szepter eines gewalthätigen Herrschers; ainge er nach Frankreich, so wäre er der Unterthan Napoleons; käme er in die Schweiz, so käme er unter das Regiment eines Bundesrathes, in welchem nur zwei Mitglieder katholisch getauft sind, bingeaen fünf sind reformirt. Da hätte der Papst nichts



Eiligeres zu thun, als das römische Kirchenrecht in's Schweizerdeutsch zu übersetzen; denn vom Andern verstehen die Herren nichts. Was wäre nun in unsern Zeitverhältnissen die Folge, wenn der Papst ein Unterthan irrend eines oder mehrerer Herren wäre? Das könnte nur böse Folgen haben. Vor Allem wäre die Papstwahl nicht mehr so frei, wie sie sein soll. Die betreffenden Fürsten oder Herren würden Allem aufbieten, um die Wahl eines Mannes durchzusetzen, der ihnen für ihre Pläne der Passendste schiene. Das wäre wohl keine Kunst, so was einzurichten. Es braucht ja nur, den Kardinälen ein Wahlgesetz oder Reglement aufzuzwingen, durch welches es ihnen zum Vorhinein unmöglich gemacht wird, einen Mann zu wählen, der ihnen der Beste, den Fürsten und Herren aber der Unrechte scheint. Im Fernern hätte ein Papst, welcher der Unterthan eines andern Fürsten wäre, nie das unbedingte Zutrauen, wie wenn er keines Menschen Unterthan ist. Wäre z. B. im jetzigen Augenblick der Papst ein französischer Unterthan, so würden alle seine Schritte und Verordnungen mit Mißtrauen aufgenommen, weil man immer meinte, der Napoleon stecke dahinter. Aber noch mehr. Wie würde sich die Sache machen, wenn sein König oder Kaiser mit andern Ländern in Krieg verwickelt würde? Wollte da der hl. Vater Frieden stiften, wie er schon oft gethan, so könnte er es gar nicht mit jenem Nachdruck thun, wie sonst. Man würde immer meinen, er handle nur im Interesse seines erlauchten Fürsten und so würden alle seine Friedensvorschläge mit Mißtrauen angesehen. Und gesetzt, Napoleon wäre sein Kaiser und derselbe stiege Krieg an mit uns Schweizern, und wer weiß, was der noch anfängt? und er würde uns tüchtig abklopfen und hintenher würden wir vernehmen, der Papst habe den französischen Soldaten vor ihrem Auszug die Waffen segnen müssen, habe öffentliche Gebete angeordnet, um den Sieg für seinen Herrn und Kaiser zu erbitten und bei seinem Siegesfest habe der hl. Vater das Te Deum Laudamus gesungen, wie müßte uns doch das wehe thun, oder besser gesagt, wie sehr müßte es dem Herzen des hl. Vaters wehe thun, wenn er uns, die er eben so herzlich als seine Kinder liebt, wie alle Andern, ein „Herr, Gott dich loben wir“ in's blutige Grab nachsingen müßte! — Aber er müßte ja das nicht thun, denkt einer; er könnte ja neutral bleiben oder dem Napoleon einmal den Text lesen, wie er's verdient. Ja wohl! unferen

hat gut reden. Sehe man nur unsere Bischöfe. Sie stehen unter keinem Napoleon und doch müssen sie auch Manches thun, das sie lieber nicht wollten. Will man sie ja nicht einmal mehr über das Kinder-Lehrbüchlein Meister lassen, wie man es dem Bischof von Solothurn gemacht, indem man ihm seinen Kathedismus im Kanton Aargau verboten hat. Und jetzt will man noch gar, daß er auch die ungetauften Kinder kirchlich beerdigen lasse, wie die Getauften. Wollen gerne sehen, wie das Ding abläuft. Also, wie gesagt, der Papst wäre da sehr übel daran und wollte er nicht immer den gehorsamen Diener machen, so würde man ihm die Steuern verweigern, wie schon bemerkt, oder wohl gar ihn gefangen nehmen, wie Napoleon I. Pius VII. Endlich noch eins. Wenn der Papst nicht mehr Landesherr ist, sondern ein Anderer in seinen bisherigen Staaten regiert, so macht dann dieser Andere das Gesetz und der Papst kann höchstens protestieren, wenn man seinen hl. Rechten zu nahe kommt. Aber was hilft das Protestieren? Er hat ja jetzt auch protestiert, aber man hat nichts darauf geachtet und ihm ganz gleich seine Staaten genommen. Es würde nicht lange geben, so würde man ihm die allerfeindseligsten Gesetze aufhalsen. Wäre Viktor Emmanuel einmal Meister in den römischen Staaten und der Papst sein Unterthan, so ginge es vielleicht keine zweimal 24 Stunden, so würde das Plazet eingeführt. Aber was ist denn das für ein sonderbares Ding, das Plazet? Es ist allerdings ein sonderbares Ding. Das Plazet ist ein Gesetz des Landesherrn, wonach die Bischöfe ihren Gläubigen nichts sagen oder verordnen dürfen, ohne zuerst den gnädigen Herren und Oberrn diese Verordnung zur Einsicht zu geben, und ihre hoheitliche Bewilligung diefür zu erlangen. Gefällt's den Herren nicht, so verbieten sie es einfach, eine solche Verordnung zu verkünden. So darf an vielen Orten der Bischof nicht einmal eine Fastenbulle oder einen andern Hirtenbrief an seine geliebten Bisthumsangehörigen erlassen, ohne daß zuvor der hohe Regierungsrath die Nase hineingesteckt und nichts Böses darin gefunden hat. S'ist doch sonderbar. Heutigen Tages kann Jeder drucken, was er will, nur die Bischöfe, die der hl. Geist gesetzt hat, die Kirche Gottes zu leiten, dürfen es nicht. Die Fürsten und Regenten erlassen Gesetze und Verordnungen und machen sie bekannt und fragen gewiß den Bischof nicht und der Bischof muthete es ihnen auch nicht zu; hingegen der Bischof



soll zuerst fragen, wenn er in geistlicher Sache irgendetwas verordnen will. Aber es ist halt Welt und die Welt ist eben verkehrt. Gottlob! in Unterwalden weiß man noch nichts von solchen Sachen. Das mag freilich die Ursache sein, daß man uns für Hottentotten ansieht und manchenorts meint, wir müssen auch noch ein Bißchen mehr aufgeklärt werden. Es preßiert nur langsam, meine Herren! Wir sind zufrieden und überlassen solche Plagereien gegen die Bischöfe denen, die ihre Freude daran haben. Aber dem Papst kommt sicher dieses Plazet auf den Hals, wenn er Unterthan eines Viktor Emmanuel wird und mit dem Plazet noch manches Andere, wie überall, wo solche Leute vord'ran sind. Der Leser mag sich selbst denken, wie sehr dem Papst die Verwaltung seines päpstlichen Amtes erschwert sein wird, wenn er nichts mehr thun und verordnen kann, ohne einen solchen Kirchenfeind zuerst um Erlaubniß zu fragen. Es ist also in keinem Fall gut, wenn der Papst den Kirchenstaat verliert. Der Kalender könnte da noch andere Ursachen angeben. Aber für Leute, welche sich wollen belehren lassen, ist es genau und für die Andern wäre Alles zu wenig. Nur eines will er noch sagen. Wohl kaum an einem Orte in der ganzen Welt sind mehr heilsame Stiftungen, als in Rom; Stiftungen zu allen erdenklichen guten Zwecken, die herrlichsten Stiftungen für Kunst und Wissenschaft, für Arme, für Kranke, für Erziehung verwahrloster Kinder, für Gefallene, für Bildung der Missionäre aller Sprachen und Länder, für Pilger und Reisende, für geistig und leiblich Nothleidende aller Art. Dazu kommen alle möglichen Bruderschaften, fromme Vereine, geistliche Korporationen und Klöster. Endlich ein unvergleichlicher Vorrath von Kostbarkeiten, Kunstgegenständen, werthvollsten Kirchenparamenten u. s. w., welche die Liebe und Frömmigkeit der Gläubigen seit Jahrhunderten zur Ehre Gottes und Verherrlichung des Gottesdienstes in der Hauptstadt der Christenheit niedergelegt haben. Napoleon I. hat freilich seiner Zeit einen guten Theil davon annexiert und mit sich heimgenommen. Allein Alles hat

er nicht bekommen. So lange nun der Papst Herr seines Landes bleibt, ist er der sorgsame Hüter und Beschützer dieser segensreichen Stiftungen und wird sie zum Heil und Segen der Nachwelt aufbewahren. Wenn nun aber der Garibaldi oder der Viktor Emmanuel dem Papst seine Staaten nehmen, so werden sie auch alle diese frommen Stiftungen als Staatsgut erklären, und dann erbarm's Gott! Was überbleibt, wollt' ich nicht mehr theuer. Diese Leute stecken halt in den Schulden bis über die Ohren und dann greifen sie zu, wo etwas ist, und wenn sie's verschleudert haben, so fangen sie wieder von vorn an und nehmen, was sie anfänglich noch geschont haben. Als im Jahr 1849 die Republikaner in Rom Meister waren, haben sie sogar die Glocken aus den Kirchtürmen herabgenommen und zu Geld gemacht und es verschwendet, und hintendrein noch 30 Millionen Schulden gemacht, die der Papst nachher bezahlen mußte. Dann haben die gleichen Leute die ganze Welt voll geschrien und schreien noch jetzt aus vollem Hals, der Papst sei ein schlechter Regent, er habe viel Schulden und bedrücke das Volk mit Abgaben und Steuern. Wird's wohl der Viktor von Piemont besser machen, als diese Republikaner es gemacht? Schwerlich; denn er hat einen großen Appetit nach Kirchengut, wie Alle seines Gleichen. In Piemont hat er bereits verschlungen, was zu verschlingen war; und nun möchte er gerne in ganz Italien zusammenlesen, was an Kirchengut vorhanden ist, um es auch noch in den unersättlichen Staats-Maagen zu werfen. Wenn man nun das Alles nüchtern betrachtet, so wird man es begreifen, warum der hl. Vater sich so heldenmüthig für den ungeschmälerten Besitz des Kirchenstaates wehrt. Alle Katholiken sind ihm dafür zu größtem Dank verpflichtet. Es sollen aber auch Alle recht eifrig beten, daß Gott der gerechten Sache des hl. Vaters den Sieg verleihe. Und jetzt b'hüt' euch Gott! Hat der Kalender etwas mit diesen Erzählungen genützt, so ist er froh. Und wenn wir leben, so kommen wir über's Jahr wieder. —

## Die Beicht.

In einem Gasthaus einer größern Stadt hatte sich eines Abends eine Gesellschaft lustiger, junger Leute zusammen gefunden. Die Kellnerin

mußte flink auf den Beinen sein, denn die Flaschen und Gläser waren alle Augenblick bald unten bald oben am Tisch geleert, und eben so schnell